

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13693. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plakatschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtaufgabe, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseratenannahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Postgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

Die Leipziger Stadtverordneten verabschiedeten die Lehrerbeförderungsvorlage, die 907 000 Mk. jährlichen Aufwand veranlaßt.

In der gestrigen Berliner Konferenz der einzelstaatlichen Finanzminister soll die Erhöhung der Matrikularbeiträge um 150 Millionen Mark für unannehmbar erklärt worden sein.

Die Situation auf dem Balkan steht auf des Messers Schneide.

In der Duma kam der Fall K'jew zur Verhandlung.

## Die Umwälzung in der Schuhindustrie.

Leipzig, 25. Februar.

Die kapitalistische Umwälzung der Produktionsweise vollzieht sich mit geradezu ungeheurer Geschwindigkeit und wohl ganz wenige Gebiete ließen sich auszeichnen, in denen die letzten zwei Jahrzehnte nicht eine grundlegende Veränderung herbeigeführt hätten. Deshalb sind Monographien, wissenschaftliche Untersuchungen über derartige Umwälzungen in einzelnen Industriezweigen von nicht zu unterschätzendem Werte. Eine solche Monographie liegt vor in dem Buche von Dr. Karl Rehe über: Die deutsche Schuhindustrie.

Noch im Jahre 1870 behauptete Schmoller, daß in den Gewerben, die für Kleidung der Menschen sorgen, von einer Großindustrie kaum die Rede sein kann. Ein paar Jahre später begann in der Herstellung der Schuhe die großkapitalistische Fabrik den Siegeszug gegen das Handwerk.

Entscheidend war dabei die Erfindung der Maschinen. Die ersten brauchbaren Maschinen wurden in den 50er Jahren eingeführt, aber erst in den neunziger Jahren waren sie soweit vervollkommen, daß sie vollen Ersatz für die Handarbeit boten. 1871 wurde in Frankfurt a. M. die erste Fabrik mit Dampftrieb errichtet, aber bis 1882 waren erst 40 solcher Fabriken errichtet. Dagegen bestehen heute über 1400 Fabriken mit Motoren. Also erst nach 1882 setzte die Entwicklung mit Wucht ein und wir haben es mit einer Umwälzung zu tun, die sich in etwas mehr als zwei Jahrzehnten vollzog. Ihr Resultat ist, daß der Kleinmeister, der ohne Maschinen arbeitete, und der noch vor kurzer Zeit typisch für das Schuhmachergewerbe war, in

der Großstadt von der Bildfläche verschwunden ist und bald auch auf dem Dorfe nicht mehr zu finden sein wird. Nur als Flickschuster kann noch eine kümmerlich kleine Zahl solcher Schuhmacher fortexistieren.

Freilich ist es noch nicht so weit, daß dem handwerkemäßigen Schuhmacher der Boden gänzlich entzogen ist. Eine Anzahl Kleinbetriebe wird wohl noch lange fortbestehen, nämlich solche, die ganz hervorragend gute Ware, sozuzagen Luxusware, liefern. Das sind aber nicht mehr die Kleinmeister, sondern Handwerksbetriebe, in denen ein paar Gesellen arbeiten, die Künstler in ihrem Fache sind. Warum die Fabrik hier nicht die Konkurrenz schlägt, dafür gibt Rehe eine sehr interessante Erklärung. Seiner Meinung nach kann nämlich die Fabrik technisch ebenso vorzügliche Ware liefern, und auch billiger, aber diese Ware wird durch den Zwischenhandel ungebührlich verteuert. Vorläufig liegt nämlich die Sache so, daß die Fabrikanten sich gegenseitig scharfe Konkurrenz machen und deshalb die Händler über Wasser haben. Diese sind gut organisiert. Es bestehen zwei Verbände der Schuhwarenhändler, die es dahin gebracht haben, daß sie den Fabrikanten die Bedingungen diktieren und sie verteuern die Ware. Nun haben die Fabrikanten allerdings ein Mittel, die Händler mirbe zu machen, indem sie nämlich eigene Läden errichten, und in der Tat sehen wir ja gerade in den letzten Jahren die Fabrikäden in den Ortschaften sich ausfallen mehren.

Aber noch eine andere Frage macht den Fabrikanten schwer zu schaffen: die Maschinenfabrikanten haben ihnen schweren Tribut auferlegt. Das ist eine interessante Erscheinung, die Beachtung verdient. Die Sache ist die: Die Fabrikation von Schuhmaschinen liegt ganz in den Händen der Amerikaner und diese gerissenen Herren haben ein überaus schlaues System ausgeheckt. Sie bilden einen Trust und haben für Deutschland eine besondere Vertretung errichtet, die Deutsche Vereinigte Schuhmaschinen-Gesellschaft, durch die allein Maschinen bezogen werden können. Diese Gesellschaft verkauft nun keine Maschinen, sondern vermietet sie mit folgenden Bedingungen: der Schuhfabrikant zahlt bei Anschaffung der Maschine eine Grundtaxe, die ungefähr dem Herstellungswerte der Maschine entspricht und darüber hinaus eine fortlaufende Abgabe pro 1000 Umdrehungen der Maschine; z. B. eine Zwickmaschine kostet 1500 Mk. Grundtaxe und jedes Tausend Umdrehungen kostet 24 Pfg. Auf diese Weise zahlt der Fabrikant für jedes Paar hergestellte Schuhe 15—25 Pfg. Tribut an den Trust der Maschinenfabrikanten! Rehe erwähnt, daß drei Schuhfabriken in Erfurt, die zusammen 885 Arbeiter beschäftigten, im Jahre 1907 nicht weniger als 61 300 Mk. Tribut für die Benützung der Maschinen

zu zahlen hatten. Aufhören wird das erst, wenn die Patente erlöschen und eine Konkurrenz entsteht, die den Trust sprengt. Sehr möglich aber ist es, daß die Entwicklung zur Gründung einer Maschinenfabrik seitens der Schuhfabrikanten führt. Voraussetzung wäre allerdings die Gründung eines Syndikates der Schuhfabriken und es scheint, daß ein solches Syndikat über kurz oder lang entstehen wird.

Dann würde bald ein weiterer Schritt sich ergeben: Gründung eigener Lederfabriken und Fabriken zur Herstellung der übrigen Bestandteile der Schuhfabrikation: Fellen, Gumizüge, Schnürbänder, Leisten usw. Natürlich würde ein solches Syndikat die Händler bald an die Wand drücken, daß sie quiettschen, aber es würde natürlich auch die Konsumenten nicht schonen. Das sind die Perspektiven, die Rehe andeutet und die sehr plausibel scheinen. Ganz glatt wird sich die Einigung zu einem solchen Syndikat freilich nicht vollziehen, denn vorläufig tobt noch ein heftiger Kampf der Fabrikanten untereinander, aber es ist gar kein Zweifel, daß in diesem Kampfe die kleineren Fabriken, die in der ersten Zeit aufsprössen wie die Pilze im Herbst, aufgerieben werden. Schon heute sollen die Dinge so liegen, daß Fabriken, die mit weniger als einer Million Mark Kapital gegründet werden, unrentabel sind.

Wie sind nun die Arbeiter bei dieser Umwälzung gefahren? Das Schicksal des Schuhmachergesellen, der zünftig sein Handwerk erlernte und Ausübt hatte, mit der Zeit selbständiger Kleinmeister zu werden, ist endgültig besiegelt und die Zahl der geleerten Schuhmacher nimmt denn auch rapid ab. Die Fabrik braucht keine Gesellen, denn die Arbeit an der Maschine ist in einigen Wochen gelernt. Freilich gibt es Stümper und Virtuosen unter den Maschinenarbeitern, denn die Maschine arbeitet keineswegs so selbständig wie z. B. der mechanische Webstuhl oder der Selsaktor, sondern sie erfordert eine geschickte Hand, aber das hat mit der Kunst des Schuhmachers nichts mehr zu tun. Ein Mann, der mit vollem Gedeihen die höchste Leistung bei Bedienung der Goodhear-Zwickmaschine erzielt, braucht nicht die blasse Ahnung davon zu haben, wie ein Schuh vom Anfang bis zum Ende gebaut wird, er ist eben Teilarbeiter. Die Maschine bewirkt ferner das Eindringen der Kinder- und Frauenarbeiter in die Schuhproduktion. 1875 waren im Schuhgewerbe 4690 weibliche Personen beschäftigt, 1882 6012, 1895 14 892, dagegen ist die Zahl der männlichen Arbeiter von 146 230 im Jahre 1882 auf 136 365 im Jahre 1895 zurückgegangen und dabei waren von diesen 22 000 jugendliche.

Ueber die Löhne macht Rehe folgende Angaben: es soll betragen haben der Lohn eines Gesellen in Erfurt: 1850

## Seuilleton

### Karneval.

Ein Sittenroman aus dem Köln des 20. Jahrhunderts von Emil Kaiser.

28] Nachdruck verboten.

Als die Magd in die Wirtschaft zurückkam, war Frau Tomas bereits tot, und das Mädchen mußte sich sogleich wieder auf den Weg machen, um dem Priester diese Botschaft zu bringen. Man wollte den geistlichen Herrn nicht umsonst bemühen, und vor allem hatte es jetzt keinen Zweck mehr, daß durch sein Kommen der ganzen Nachbarschaft gleich der Vorfall im Wirtschaftshaus bekannt würde. Darunter hätte das Geschäft leiden können, und es war nicht alle Tage Fastnacht.

Die Magd traf den Priester und den Mesner bereits unterwegs, aber der Geistliche lehnte gerne um, nachdem er ihren Bericht vernommen. Es war keine willkommene Aufgabe, an diesem Abend das Sakrament durch die Straßen zu tragen. Zwar soweit das Anschlagende der Glocke des Mesners, das sich in kurzen regelmäßigen Abständen wiederholte, hörbar wurde, verstummte der Lärm auf der Stelle. Die Frauen sanken auf die Knie und die Männer beugten die Köpfe und bekreuzigten sich mit vorgebeugtem Kopf. Ein Betrunkener nur blieb gegen eine Hauswand gelehnt aufrecht stehen und starrte die beiden Gestalten, den Mesner mit der Glocke und den Priester, an. Der Priester mit der Monstranz, eine Zeitlang glänzigen Auges an. Dann begann er zu grinsen und den Arm gegen sie ausstreckend, sang er mit fallender Stimme den Vers eines bekannten Gassenhauers: „Sehn Sie, das ist ein Geschäft, das bringt noch was ein.“

Soweit der Vorfall überhaupt bemerkt wurde, erregte er die allgemeine Entrüstung. Der Priester ging würdevoll vorüber, ohne von dem Spötter Notiz zu nehmen.

Auch Doktor Boden, der eben mit Trost des Weges kam, konnte sich einer unwilligen Aeußerung nicht enthalten.

„Man sieht doch, daß der Karneval jede Ehrfurcht vor dem Ernst vernichtet,“ meinte er.

Trost suchte die Äheln. „Es ist richtig, er hätte ihn in Ruhe lassen sollen. Denn der trägt ja seine Maske nicht freiwillig.“

„Sie sind eben selbst ein unverbesserlicher Spötter,“ gab Boden zurück.

„Wenn man die Zeremonien bei so vielen Religionsgemeinschaften gesehen hat, und mit ganz geringen Abweichungen die Priester überall dieselbe Maske tragen sah, da kommt man eben dahinter, daß es Maske ist.“

„Was wollen Sie aber? Der Priester kann doch nicht mit lächelndem Gesicht zu einem Sterbenden gehen, wenn ihm auch selbst noch so wohl ist.“

„Ich leugne ja gar nicht, daß es zu seinem Beruf gehört, im Gegenteil, das stelle ich ja nur fest. Er muß eben die Maske tragen, auch an Fastnacht, wo alle Welt sonst sie fallen läßt.“

„Sie haben so viel Freude am Paradoxen, daß ich Ihre Kritik nicht für objektiv halten kann,“ sagte Boden nach einer Weile etwas bestimmt. „Der Stimungsdreiz, der in diesem Bilde steckt, ist Ihnen sicher ganz entgangen. Ich sehe von dem betrunkenen Rißel ab, der einen Witzton in das Ganze brachte. Aber der Priester, der Repräsentant der Kirche, in der ganzen Würde seines Amtes, umgeben von dem mystischen Hauber des Kultus, hier noch in erhöhtem Maße wirkend, weil er von einem Sterbenden kommt, oder sich dorthin begibt, und diese Figur hineingestellt in die nach altem heidnischem Brauch in zuchtloser Ausgelassenheit ihres Triebens sich freuende Menge — und nun die Menge plötzlich dem Haupte des Ernstes gestarrt, für einen Augenblick zu ehrfürchtiger Haltung erstarrt. Ist das nicht packend, wie die laute Lebensluft plötzlich verstummt, wenn der Gott des Lebens feierlich dahergetragen wird, wie die übermühten Marderei ein Knie beugt vor dem tieferen Sinn des Lebens?“

„Sie finden Stil darin,“ sagte Trost. „Nun wohl. Sie sind gewohnt, die Erscheinungen auch vom Standpunkt

einer früheren Epoche aus zu genießen. Es ist ja in der Kunst überhaupt nicht anders möglich, den Erscheinungen gerecht zu werden. Ich dagegen beobachte die Sitten und Gebräuche der Völker und pflege sie danach einer gewissen Entwicklungs- und Kulturstufe zuzuteilen, als Maßstab unsere jegige europäische Kultur benutzend, die den Gipfelpunkt bildet, oder doch bilden sollte. Nun, Sie können sich selbst sagen, ob ich einen Genuß dabei empfinden kann, hier im Herzen Europas am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts auf ein Stück so unverbältnis Mittelalters zu treffen.“

Boden war von der radikalen Anschauung des Reisenden weit entfernt. Alte Bräuche aufheben könne ebenso wohl eine Barbarei als eine Kulturthat sein, meinte er gereizt. Und er konnte nur lächeln über diese Uebereifrigen, die meinten, man könne historisch gewordenen Einrichtungen so ohne weiteres durch ein Dekret oder vielleicht gar eine Polizeiverordnung aus der Welt schaffen.

Trost blieb vollkommen gelassen. „Ich bin kein Weltverbesserer, Herr Doktor, sondern ein Weltbeobachter. Ich registriere nur, allerdings ohne mir mein Recht zur Kritik nehmen zu lassen. Ich bin mir nicht ganz klar, sprachen Sie eben von der Kirche oder vom Karneval, als einer historisch gewordenen Einrichtung. Karnevalen sind die beiden ja etwas miteinander verknüpft. Die alte Kirche, die den Unfug vorfand und nicht die Kraft fühlte, ihn auszurotten, sanktionierte ihn gewissermaßen, und die heutige Kirche schleppt ihn doch immer noch als kirchliches Fest mit sich. Wie sie stets alles vermeidet, was den Massen mißfallen könnte und nicht gerade eine Lebensfrage für sie ist, so vermeidet sie es auch hier, ihre sonst so imponierende Macht über die Gemüter einzusetzen, obgleich es sich hier um eine Aufgabe handelte, die in ihr Bereich gehört.“

Die Herren hatten jetzt das auf dem Seemarkt gelegene Lokal erreicht, wo man ein Zusammentreffen mit Seider verabredet hatte. Man wollte sich hier vor dem Maskenballe ein wenig stärken, da nach einem Ausbruch Trosts ein gebildeter Mensch nicht nüchtern zu einem